

Das Bettelkreuz.

---



zu messen, aber der Stock findet keinen Stützpunkt und es scheint, daß noch ein tiefer Abgrund unter ihm sich befindet. Was nun tun?

Br. Juniperus weint und jammert nicht, sondern steht mäuschenstill, angelehnt mit dem Rücken an die senkrechte Wand und hält sich mit der rechten Hand an dem Wurzelstock, damit er nicht das Übergewicht erhält und abstürzt. Mit der Linken greift er nach seinem Rosenkranz und betet mit lauter Stimme einen um den andern, damit er nicht einschläft und in den Abgrund fällt. So bringt er die ganze Nacht zu, bis die Morgenröte ihn erkennen läßt, wo er eigentlich ist und es ihm dann gelingt, aus seiner schlimmen Lage herauszukommen. Als ihn dann der Pater Missionar fragt, wo er denn die ganze Nacht gewesen sei, sagt er, daß er sich ein bißchen verirrt hätte und wäre in ein unbekanntes Loch gefallen. Er wäre aber wieder hübsch herausgekommen am Tage und es hätte ihm nichts gemacht.

## Das Bettelkreuz

Von Margarete Seemann

Nachdruck verboten! — Verlag Throia, Innsbruck

(Fortf.)

„Fräulein Beate?“ Angsttafend geht ihre Frage.

„Ja, Martha, was ist?“

„Ach, entschuldigen Sie nur, aber Frau Mittermeier hat mich geschickt, ich sollt schauen, ob sie hier wären. Ich muß Sie schon bei Fräulein Routh und unten im „Waldfrieden“ suchen. Ich glaube, die gnädige Frau fürchtet sich zu Tode und verlangt nach Ihnen.“

„Warum?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Sagen Sie nur, ich komme gleich.“

Martha ist froh, als sie wieder in der Garage steht. Sie spreizt des Josef Mantel über den Kühler des nächsten Autos, dann springt sie hinauf in das Gästehaus. Frau Mittermeier wartet schon.

„Ja, gnädige Frau, Fräulein Beate ist dort.“

„Ist dort? Also doch.“ Entgeistert klingt das, aber sie hat nicht Zeit, das Unbegreifliche zu betasten mit ihren erdborenen Sinnen, denn schon hört man jemanden auf der Treppe. Beate ist's.

„Darf ich ein bißchen zu Ihnen, gnädige Frau? Sie ließen nach mir fragen?“

„Ja, das Wetter es ist gräßlich. Hätt' ich das geahnt! Hören Sie nur, wie es uns hin- und herwirft vor Entsetzen.“

„Wer wird so zittern, gnädige Frau; es ist trotz allem doch nur ein Diener und kann nichts gegen seinen Herrn.“

„Das ein Diener? Wer wäre dann der Herr?“

„Wer? Der Schöpfer, Gott!“

„Ach, deshalb waren Sie wohl bei ihm, ist es dort am sichersten?“

„Ich war dort, aber nicht deshalb; zu erst war ich in der Schule, sind eine Menge Kinder, die wir nicht fortließen, damit sie nicht auf dem zweiten Weg ins Unwetter kämen. Und dann bin ich in die Kirche hinüber; da hab' ich auch an Sie gedacht.“

Frau Mittermeier lächelt. „Engel, wie Sie einer sind, können doch nicht unanständig sein; ich meinte, die beten in der Kirche.“

„Habe ich auch, gnädige Frau, daß der Herrgott allen, die sich so sehr fürchten, doch den Gedanken schenke, daß kein Haar vom Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.“

Erleichtert atmet Frau Mittermeier auf. „Also doch sozusagen eine Art Versicherung.“ Es gibt ihr Beruhigung, jemanden neben sich zu wissen, der ohne Furcht ist.

Ditha hat längst die Finger aus dem Kleid der Mutter gelöst, der Bub hat keinen herausfordernden Trotz mehr im Gesicht und bald gleitet das Mädel von der Seite der Mutter zu Beate hinüber; während draußen Himmel und Erde ihr furchtbares Ringen weiterrollen, wird es um Beate ruhig und hell. Nur manchmal, wenn die Blitze brennend durch die Fenster schreien, wenn es kracht und dröhnt, als bräche die Erde, fliegen ihre Blicke wie ängstliche Vögel in Beatens Gesicht. Das leuchtet still, sie hebt nur die Finger darüber und schreibt ein Kreuz darauf.

„Wenn man sein könnte wie Sie“, sagte die Frau beim Abschiednehmen.

„Man kann es, gnädige Frau. Wenn Sie es versuchen wollten, Sie wüßten



dann erst, wie schön es ist, einen so mächtigen Freund zu haben, wie Gott."

"Ich möchte es können."

Beate's Augen schimmern. Nun hat auch dieses Herz eine Spur von Sehnsucht. Noch verhangen, nicht antlitzfrei, aber doch eine Knospe aus dem Geblüh des Herrn.

Die Kirche hat großen Schaden genommen, über hundert Schindeln sind abgetragen. Die Rinnen hängen wie Streichhölzer, der Verputz ist abgefallen und legt häßliche Wunden an die Mauer.

Der Pfarrherr bittet von der Kanzel herab um Hilfe. Arm ist das Gotteshaus — reich sind manche derer, die jeden Sonntag hier ihre Christenpflicht tun und viele unter jenen, die sie nicht tun.

Wie ein königlicher Bettler steht die kleine Bergkirche unter den vornehmen Hotels. Einer, der manchem unangenehm wird, weil er sein Antlitz nicht wendete in diesen kummervollen Tagen, weil er fragt; nur fragt, aber man kann so schwer an ihm vorübergehen.

Am nächsten Nachmittag klopfte Frau Mittermeier bei Beate an. Sie hat etwas Leuchtendes im Gesicht, das alltägliche Grau ist überschimmert von einer wunderbaren. Flut. Ei, denkt Beate, sind das die ersten Wellen aus den Wassern Gottes?

Schon legt Frau Mittermeier einen Briefumschlag auf den Tisch. Büttlen das Papier geprägt der Name. Eine kleine Kostbarkeit. Sie entnimmt ihm drei lila Scheine. „Gestern, als es so furchtbar zuging, hätte ich es augenblicklich hergegeben, wenn ich uns damit aus dem Höllenfessel weggezaubert hätte. Sie haben die Kinder und mich beruhigt, das war uns nun halb so viel. Jedenfalls bedeutete es die einzige Rettung. Da denke ich, es würde Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen das für Ihre Kirche gebe. Ist ein Hunderter für den Erwin, der zweite für die Ditha und der dritte für mich. Habe ja gehört, daß der Pfarrer gebettelt hat.“

Betteln? lächelt Beate. Ja, der Pfarrer für Dach und Turm, aber der Herrgott um deine Seele und du weißt nichts davon; und schenkst doch in dieser Stunde mehr als drei lila Scheine.

„Sie müssen mitkommen, Sie müssen es ihm selber bringen.“

Erst wehrt sie sich, dann aber spürt sie ein innerstes Klüstern: wie er staunen wird, wie er dir danken wird! Ob das unbeholfene Pfarrervlein nicht stottert, wenn es um so große Gaben geht? Wird es von der Kanzel gesagt? Der Name auch? Dann werden es alle wissen!

Auch in Beate ist ein heimliches Abwiegen: Er wird ihr danken, aber er wird

ein Wort dazu legen, das mit einer neuen Wurzel in sie hineinfällt. Darum muß Frau Mittermeier selber gehen.

Beide hatten recht. Der Pfarrer dankte, er dankte warm; ins Stottern kam er nicht; er wurde nicht verlegen vor der reichen Frau, stand er doch jeden Tag in innigster Gemeinschaft mit dem Herrn der Welt. Einen Höheren hat er zum Freund als alle Menschen. Einem Reichen gibt er täglich die Hände, als dieser Dame. Von der Kanzel verkündete er die dankbare Hilfe eines Kurgastes. Die dreihundert Schilling nannte er, der Name blieb verschwiegen. Beate tat es wohl, Frau Mittermeiers Ich aber protestierte und sie bemühte sich, den Glanz der Wohltätigkeit mit eigenen Fingern über ihr Angezicht zu gießen. Dann brauchte es des Pfarrers Worte nicht.

So aber schloß der Priester seine Predigt: „Drehundert Schilling habe ich empfangen, wahrscheinlich aus Gott, sicher für Gott. Um eines muß ich bitten: ich will dem Herrgott nichts vorbehalten, aber ich möchte die Hälfte des Betrages nicht für das Kirchendach verwenden, ich möchte eine Wetterhütte aufstellen lassen im Walde, damit die Hüterkinder Schutz finden. Auch das ist Gottesdienst.“

Das reißt an den Herzen der Zuhörer. Für die Hüterkinder! Er hat die Sorge um das Gotteshaus und erbarmt sich der Lebendigen, die in Not sind.

Ein reicher Bauer nagt an den Lippen. Daß man daran nicht längst gedacht hat!

Und manch einem muß es ähnlich gegangen sein, denn in den nächsten Tagen liefen aus den verschiedenen Hotels und Gasthöfen Spenden ein für die Nothütte im Walde.

Als aber das Schutzhaus, eine nach drei Seiten geschlossene Bretterhütte, in der eine Bank die Wände abließ, stand, da sammelten sich die Holzarbeiter, die Bergler, die Schwämme- und Beerenfucher und ein Trüpplein Hüterkinder. Sie schoben die speckigen Hüte von den verfilzten Köpfen. Ist wie eine zweite Kirche, ist ein Haus für uns. Wird uns wärmer machen, als dort die weißgetünchten Paradenmauern mit den vielen Fenstern. Wir wollen dem Pfarrer danken.

Als sie heimgingen, war jeder reicher durch die eine Bretterhütte im Wald; und manch einer ward dadurch aufs neue an den Pfarrer erinnert. Der aber stand auf dem Weg zum Herrgott; und so ging da und dort eine Straße wieder hin in den Schatten des Bettelkreuzes. Straßen aus der Glashütte, Steige von der Alm herunter und Wege von der Bahnstation herauf.



„Wohin, Fräulein Beate?“ Die fragt, ist eine Dunkelhaarige. Die Augen schwarz, die tiefroten Lippen von gefährlichem Schwung. Ein Seidentuch von blassem Blau hängt ihr über die Schultern. Lässig spielen die Finger mit den Franzen.

„Haben Sie Lust mitzukommen, Fräulein Routh? Ich erzähle Ihnen unterwegs wohin und warum. Aber nehmen Sie, bitte, auch ein solches Ding da mit.“ Lächelnd hebt sie zwei kleine goldblitzende Marmeladefüßchen.

„Auf Heidelbeeren?“

„Ja, auf Heidelbeeren, aber auf solche von besonderer Art.“

Dann steigen sie den Almtweg empor, da und dort liegen unter den Fichten blaugesprenkelte Flecken. Diftelgesträuch hängt überall wie Schleier.

„Beeren von besonderer Art? Essen Sie sie so gerne, Beate? Ich kann mich nicht begeistern dafür.“

„Sie müssen sie auch gar nicht essen Fräulein Routh. Ich esse auch die meinen nicht. Aber gestern hörte ich die Franzl, das Küchenmädchen bei uns im ‚Waldfrieden‘ zur Kellnerin sagen: ‚Alle Fremden gehen auf Schwarzbeeren, nur wir wissen nichts davon. Bis wir ein bißel Zeit haben, ist nichts mehr. Keine Heidelbeeren, keine Preiselbeeren, keine Schwammerln.‘ Nachher hab ich sie gefragt. Richtig, wann sollten sie auch gehen? 5 Uhr auf, 10 Uhr oder später in die Kammer. Da habe ich ihr welche versprochen.“

Das schöne, schwarze Mädchen lächelt. „Es klingt ja reizend, aber ist es nicht ein bißchen sentimental? Und, nicht böse sein, Fräulein Beate, verrückt ist es auch nicht wenig: Die Kurgäste gehen Beeren brocken für das Dienstpersonal. Aus einem Film könnte es sein, nur würden dann die Menschen Lärm schlagen und pfeifen.“

„Ich finde es nicht so gräßlich und man kann es auch ein bißchen weniger drastisch sagen: Ein Mensch, der den ganzen Tag bedient wird, hilft nun einmal seinem Helfer. Ist das gar so verrückt? Und außerdem, haben Sie eine Ahnung, wie sich die Franzl freuen wird? Und das ist doch auch etwas wert.“

Adrienne Routh antwortet nicht, es ist ihr peinlich. Sie fühlt sich beschämt und doch wieder verärgert, daß sie sich führen läßt von der rührseligen Beate. Die aber nimmt gar nicht Notiz vom Streit der Gefühle ihrer Nachbarin, summt ein Lied vor sich hin und holt sich die bereiften, blauen Tropfen aus dem Blattwerk. Tut, als merke sie gar nichts von dem Schwere in Rouths Seele. Erst als sie meint, daß dort der Kampf ein bißchen ausgetobt haben müsse, holt sie sie wieder.

„Kommen Sie hierher, Fräulein Adrienne, alles blaueschwarz und wie groß! Nahezu Kirschen.“

Die Kübel sind zur Hälfte voll, manchmal verirrt sich das scheurote Mäntelchen einer blassen Preiselbeere ins blaue Meer, liegt darin wie ein Lächeln, wie ein rosiges Babygesicht. Beate sieht es, läßt es unberührt. Ihr ist, als müsse sie es wie einen Tropfen Freude mitnehmen.

Sie sind schon weit gekommen; jetzt biegt der Weg, der zum Jungwald lief, in eine Nebenrichtung ab. Hier liegt ein Mädchen im Gras, etwa achtzehnjährig, hat ein Buch auf der „Kanzel“, einem Stein, der wie eine Felsplatte liegt; stützt sich auf die Ellenbogen und ist versunken in fremde Welten. Jetzt hört es das Krachen der dürrer Äste, diese leise Sprache des Waldes, und blickt auf.

Die schöne, schwarze Dame ist ihr fremd, aber zu Beate huscht ein Lichtlein hinüber.

„Grüß Gott, Fräulein Gisela, also haben Sie wieder Stoff?“

„Ja, aus dem Schulhaus von Steinburg; aber was wird nachher sein?“

„Wer ist das?“ fragte Adrienne, als eine Reihe Bäume zwischen ihnen und der Leserin stehen.

„Ein Brautmädel; Studentin, vier Semester wie ich. Wohnt droben im Bauernhause über dem Graben. Für die großen Villen reicht die Kasse nicht, nicht einmal für den ‚Waldfrieden‘.“

„Haben Sie das Buch gesehen? Einfach zermartert. Eine Sünde an der Hygiene, das ist Nachlässigkeit.“

„Nein, das ist Armut.“

„Armut hat damit nichts zu tun“, die schwarzen Augen blitzen auf als ein strafendes Schwert.

„Manchmal nicht; aber Sie hätten das Buch erst früher sehen sollen, ehe es Gisela in die Hände bekam; da war es Stückwerk, jetzt ist doch eine schmerzlich zusammengeheftete Kette daraus geworden. Sie liebt Bücher wie Kinder. Freilich, selber taufen ist ihr unmöglich.“

„Das Wichtigste kann man sich doch leisten, es müssen ja keine nummerierten Luge-exemplare sein; wozu haben wir Volksausgaben?“

„Ja, wenn man nicht erst tausend Adressen schreiben muß, damit man fünf Schilling verdient, dann wohl: und mit einem Schilling im Tag leben, sich bekleiden, studieren sollen — —“

Sie sagt es wie das Stück einer Straße, die noch weithin läuft. Keinen Schlußpunkt, kein Ende. Es rinnt der reichen, sorglosen Adrienne wie ein Bach voll Entsetzen ins Gehirn. Ein, zwei schwere Tropfen davon fallen bis in die Seele.



Beate sagt noch viel. Hat kein Erbarmen mit den Nerven, die sich sträuben solches zu hören, zu glauben.

Dann schweigen sie beide; ein langes Stück durch den Jungwald. Bis Adrienne scheu, aber sicher sagt:

„Ich habe alles Moderne, natürlich auch Klassiker und die letzten Neuerscheinungen; Sie können sie dem Mädchen leihen. Schonen wird sie sie?“

„Wird sie, Fräulein Routh, ich bürge dafür.“ Ihre Finger umpressen das schmale Gelenk der anderen. „Ich danke Ihnen für Gisela; wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen danken könnte.“ Leuchten strömt aus ihren Augen, umfängt die andere, schlägt sie ein in einen sonnigen Mantel. So stehen sie wie ein Mirakel unter den schweigenden, himmelnahen Fichten.

Randvoll werden die Kübel; das Herz hat ein Glockenspiel aufgesetzt. Durchstrahlt sind ihre Gesichter, als sie heimgehen. Von der Weide her schlagen dumpf die Hufe der Kühe, mitten drein tollert das Getrappel der Schafe. Hüterkinder, Buben und Mädchen, rennen johlend mit langen Stangen, treiben das Vieh. Vor Beate bleiben sie stehen. Der Tag geht auf in ihren Gesichtern, ein helles Erlebnis schreibt seinen Spruch in acht Kinderaugen.

„Grüß Gott!“ Scheulos gehen sie Beate entgegen, reden ihr die Hand hin. „Habens die Schachtel wieder mit?“ Der Schelm sitzt Beate zwischen den beiden Braunen. Sie holt aus der Tasche eine blinkende Blechschachtel, klopft sie am Handteller, daß in dem silbernen Häuschen ein seliges Hüpfen anhebt, dann reicht sie sie Adrienne hinüber. „Diese Dame wird euch die Zuckern geben, tut sie schön bitten.“

Adrienne weiß nicht, wie ihr ist; neugierig öffnet sie. Bonbons natürlich. Und die um sie herum stehen, haben die Hände hingelegt wie Zeller. Da weiß sie, daß sie austeilen soll, und urplötzlich kommt ihr die Erkenntnis: heut' tut sie, was eine andere schon mehr als einmal tat. Beschenkt die erbschmutzigen Kinderhände mit dem süßen Inhalt, bis die Dose leer ist. Da rücken die Buben das Hütel auf dem wetterfesten Schädel.

„Vergelt's Gott!“ die zwei Mädels grinsen, dann sind sie wie der Bergbach hinter den letzten Schafen her und ihre Steden sausen durch die Luft.

Adrienne ist still geworden. „Beate, was sind Sie doch ein anderer Mensch als wir.“

„Anders? Keine Spur, nur daß mich der Herrgott gelehrt hat, die Augen weit aufzumachen.“

„Kann man das lernen?“

„Ja und leicht!“

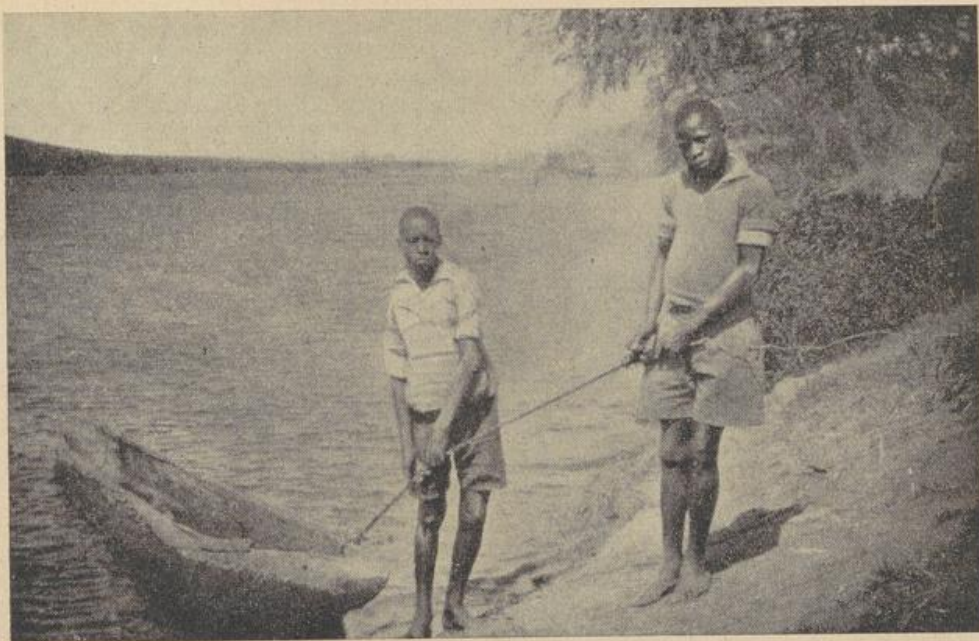
„Wie?“

„Nicht die Gewänder sehen und die Sprache hören; in den Augen muß man lesen, dort steht alles. Das Leid und die Freude und die Armut. Manchmal ein verkürzter Christus und oft der gemarterte. Und dann tun, was die Stimme aus den fremden Augen fragt und die Stimme aus der eigenen Brust antwortet. Das ist alles, Adrienne.“

Einige Stunden später hat Beate ein paar Bücher zu Gisela getragen: Was die Literatur bereichert, als Letztes, Neuestes brachte, was die Zeitungen noch umstritten, was hinter den Scheiben der Geschäfte stand, noch wie ein Ungekanntes. Was noch mit Gold und Rot und Grün für sich warb. Was umvorben und umkost wird von unzähligen Menschengenossen, die sich doch sagen müssen: Wie gerne hätte ich dich, aber ich bin arm; wie gerne trüge ich dich heim als meinen Freund, aber ich habe nicht das Recht, dich zu besitzen. Du könntest mich vielleicht reich machen, aber ich darf nicht daran denken, so viel Geld hinzugeben. Ich habe Sehnsucht nach dir und muß warten. Um einiger Silberstücke willen muß ich in der Sehnsucht stehen bleiben wie in einer Wüste.

Seit Gisela durstig aus den Büchern Adriennes trinken darf, treffen sie sich öfter. Manchmal gehen sie ein Stück auf dem Promenadenweg oder sie streichen der blauen Markierung nach und überblicken dann, auf den Felsbrocken stehend, Wald und Hänge und den blassen Streifen der Straße. Manchmal ist auch Mademoiselle mit den Kindern dabei, dann geschieht es zuweilen, daß sich Rainer und Lizzi an Gisela schmiegen. Wollen allein mit ihr sein. Dem Buben ist sie von allen Damen, die er hier gesehen hat, die allerliebste. Sie hat etwas Herbes in ihrer Art, etwas Holzschnittiges. Das harte Leben hat ihr die feinen Spitzchen und Schnörkelchen nicht wachsen lassen, die so gerne an den umhüteten und unerprobten Menschen figurieren. Sie ist Kern, ist Richtung, ist eine Gerade; das imponiert ihm. Sie weiß immer etwas Stolz, etwas Starres. Sie flunkert nicht. Für ihn hat sie auch, so oft sie das Warten in seinen Bubenaugen liebt, die Legende eines Helden; was sie ihm gibt, muß Kraft haben, er muß es packen können, vor sich hinstellen und prüfen von allen Seiten; das Warum dieser Stimme muß auch die Stärke haben, eine Frage zu sein, seine innerste Frage; und bei jeder Antwort muß er das „Ja“ in sich selber spüren. Wenn sie am Walbrand sitzen und Gisela erzählt, dann ist es, als stünden sie alle in einer uralten, prächtigen Burg. Waffen hängen an den Wänden, sie ha-





Mit dem Einbaum auf dem Sambesi, Bulawaho-Mission

Photo: P. Joseph, Bulawaho

ben das Klingen einer gewaltigen Zeit; und Hörner klingen und irgendwo rasseln die Ketten der Zugbrücke und Minnesänger treten ein; buntfarbig sind die Gewänder, ein leuchtendes Antlitz hat ihr Instrument. Dann geht der Spruch von Heldentaten, sondergleichen, von Kampf und Mut und von minniglichen Blüten eines edlen Kindes. In einer Burg wohnen sie, wenn auch ihre Füße im Moos ruhen. Der Bergfried ragt ihnen über das Haupt, wenn er auch den grünen Leib der Fichten hat. Pallas und Kemenate, alles ist der Wald.

Wenn sie dann aufstehen und weiter wandern, drängt sich Lizzi an Gisela. Sie ist ein Kind, das noch auf den Himmel wartet. Das mit einer schier überfeinen Angst spürt, daß ihm die Großen, Papa und Mama und Mademoiselle, trotz aller Geschenke, mit denen sie es überschütten, das Wunderbarste schuldig bleiben: Die Seligkeit des Kinderhimmels. Das ist keine Sprache für Rainer. Er geht dann still hinter ihnen her oder bricht sich mitten durchs Gestrüpp den eigenen Weg. Muß ja auch in seiner Seele erst den Weg durchs Buschwerk finden; und sind gar viele Äste, haben harte Hände und fragen. Freilich, in seine Augen steigt dann, was er sich im innersten Gestrüpp abgerungen hat, schwimmt dort in den zwei kleinen Seen; und so ihn einer anschaut in solchen Minuten, erschrickt er. Wir erschrecken immer beim Begegnen eines Abergroßen.

Sie kommen von der Föhrenpromenade. Lizzi eine Mohnpuppe im Arm, Rainer einen Ball; den ganz großen, den ohne Bilder der so stramm nach Training aussieht. Auf Baumstrünken hocken die Schafhüter. Gierig überstreichen die Augen des einen Bubleins die große, glänzende Kugel; der andere sieht den Ball an wie ein Wunder. In Rainer flammt es auf. Groß ist das Licht, das ihm die beiden anzünden; es brennt in eines Augenblitzes Dauer ab, aber er hat den feurigen Schattenriß aufgefangen. Und was er in Giselas Legenden erlebte, das will er an sich reißen wie den Schild eines Gegners, mit dem er sich mißt.

„Da hast ihn!“ Ruckend, herb, fast scharf befehlend spricht er es und stößt den großen, runden Ball, der noch gestern sein Freund war, den zwei Buben entgegen, daß er an ihren bloßen Füßen aufspringt. Blitzschnell haben ihn vier Hände umfaßt und pressen ihn an sich.

„Was wird Mademoiselle sagen?“ Angstlich fragt Lizzi und drückt ihr Mohnkind.

„Weiß ich nicht; er gehört mir; ich kann damit tun, was ich will.“

Gisela freut sich, aber sie lenkt dennoch ein. „Was meinst du, Rainer, wenn man die Buben mit deinem großen, neuen Ball spielen sieht, wird man nicht glauben, sie hätten ihn gefunden und behalten, oder gar genommen?“ Finster blickt er sie an. „Dann haben sie erst keinen Ball und gel-



ten als Diebe.“ Eine neue, furchtbare Welt grübelt sich in sein Antlitz; er folgt dem gräßlichen Weg, Schritt für Schritt, bis zum Begreifen. Ja, Fräulein Gisela hat recht; was dann? Plötzlich aber reißt eine wunderbare Helle alles Dunkle entzwei. „Ich hab's! Haben Sie Papier und Bleistift mit, Fräulein Gisela?“

„Ja, Rainer.“

„Dann, bitte, setzen Sie sich hin und schreiben Sie, was ich jetzt sage. Nein, ich schreibe selber.“ Schon kauerte er auf dem weichen, moosigen Boden, die weißen Blätter über einem Stein und schreibt: „Ich schenke meinen großen, grauen Ball den zwei Hüturbuben. Ich schreibe es auf, damit sie niemand für einen Dieb halten kann. Wer es tut, ist ein Lügner Rainer.“

„Also, das stimmt jetzt!“

„Ja, Rainer, das hast du gut gemacht.“

Er drängt den zwei Knaben das Brieflein auf. Muß es selber in ihre Tasche stecken, denn sie lassen ihre Finger nicht los vom Ball. Sie begreifen nicht, warum der Bettel gar so nötig wäre. Dann rennen sie davon. Ist nicht die Angst hinter ihnen her, daß sie den Schatz wieder hergeben müßten? Peitscht sie die vier nackten Füße nicht ärger als der Sturm, wenn er vom Kamm herunterpeist?

Rainer sieht ihre Sohlen fliegen; er lächelt und ein weicher Strich ist in seinem strengen Gesicht. Und Lizzi fühlt sich auf einmal arm; trotz ihrer Puppe.

Adrienne und Beate finden sich oft, gehen den geheimnisvollen Stephaniweg, auf der Kanzelstraße zu den Lobbelsbacher Hütten, wo Gisela über den Büchern liegt. Adrienne wundert sich, daß aus dem schmalen Rücken eines Buches ein solches Maß von Reichtum ausströmen kann. Ihr sagt keines so viel wie dieser da. Sie liebt um darüber reden zu können; die andere, um sich hineinzuleben. Ihr sind es Menschen, die man trifft, mit denen man ein Stücklein Weges wandert, die man wieder vergißt; aber für Gisela wachsen Freunde aus den Blättern, die immer mit ihr gehen werden. Jedes Buch wird ihr wie eine Stube, in der sie wohnt. Adrienne liest nur, Gisela erlebt. Ob sie es auch begreifen wird, wenn sie die richtigen Augen hat?

Einmal treffen sie auf dieser Straße einen Wanderburschen. Er kauert dort, vom Wegrand abgerückt, an eine riesige Fichte gelehnt; verhärmt ist sein Gesicht. Das Leben hat dreingeschnitten mit einem scharfen Stichel, aber die Augen haben noch immer einen Schimmer vom Jungsein. Das ist unsäglich schmerzlich. Beate's Blicke tauchen in diese Augen und freuen sich; und laufen doch wieder über

die Armut seines Leibes und weinen. Er hat die Hände unter den Kopf geschoben. Jetzt hebt er sie ein wenig hoch über das lichte Haar. Sieht die beiden Damen.

„Guten Morgen!“ grüßt er, sonst nichts. Bettelt nicht, nicht mit den Lippen, nicht mit den Augen, keine Geste wartet einer Gabe; und er hat doch den Hunger in der schmalen Kerbe seines Mundes sitzen.

Beate entdeckt noch ein Zweites an dem jungen Menschenbruder. Aus dem Gras, aus dem Schwarzbeerlaub, in dem seine Füße liegen, starrt ein lichter Flecken wie ein krankes Auge. Schuhe hat er an den Füßen, aber ohne Sohlen sind die Schuhe.

Er fühlt den Blick, jäh errötend setzt er sich auf, stemmt die Beine an den Boden, weiß urplötzlich, daß nun seine Armut hingebreitet ist.

Adrienne hat es nicht gesehen. Sie hat einen Pilz gefunden und sucht nun weiter nach den warmen, braunen Köpfchen, die sich nicht herauswagen aus der hütenden Wärme von Mutter Erde. Da tritt Beate nahe an den Liegenden und fragt leise: „Wollen Sie morgen unter der Telegraphenstange 57 ein bißchen nachschauen?“

„Morgen hab ich Lobbelsbach längst hinter mir.“

„Läßt sich das nicht verschieben?“

„In Würben ist ein Bekannter, der behält mich ein paar Tage. Einem leeren Magen gibt man schwer 24 Stunden Wartezeit zu. Es ist nicht leicht, auf der Welt sein, wenn man nichts zu essen hat.“

„Wissen Sie das alte Sägewert?“

„Ja.“

„Und das Gasthaus dort mit dem Konsumverein?“

„Ja, auch.“

„Dort nächtigen Sie und essen. Ich mache heute noch alles klar dort oben und morgen vergessen Sie nicht Stange 57.“

Nun hat er das Gesicht eines Knaben, eines weichen Kindes, das nach der Mutter greift. Er will aufspringen, aber Beate ist davon. Kommt eben zurecht, Adriennens dritten Pilz zu bewundern.

Nachmittags muß sie zum Sägewert hinaus. Diesmal möchte sie allein gehen. In dem Paket in ihrer Tasche sind ihre Sandalen, es sind die einzigen Schuhe, die auch der Bursche tragen kann. Hat sie sich bisher manchmal ihres großen Fußes geschämt, heute ist sie froh darüber; die Sandalen werden ihm passen.

Beim Kaufmann besorgt sie noch ein Paar Socken, feste, zähe. Sie flieht mit dem jüngsten Lehrbuben bis in die hinterste Ecke des Ladens. Es soll sie niemand Herrensocken kaufen sehen. Ein Ansjichtsfartenständer deckt sie freundschaftlich zu. Er ertweist ihr noch einen zweiten Dienst. In seinem Schatten erspäht sie, daß dort



borne neben der Kassa Aldrienne steht, Süßigkeiten auswählt und — das Herz möchte ihr tanzen vor helllichten Jubels — jetzt tut sie ein Paket Bäckerei in die grobe Stofftasche eines Bauerndirndleins neben ihr, das bloß für ein paar Groschen Salz und Mehl holen kommt und das Geld umständlich aus dem Papier herausholt. Hat sie es nun gelernt, das Sehnsuchthaben nach dem Gutsein?

Bettelkreuz, freust du dich? Bettelherrgott, wird bald die geschundene Hand wieder linde auf dem Balken liegen dürfen?

Jetzt schickt sich Aldrienne an, zu gehen. Beate drückt sich ins Dunkel. Nur nicht gesehen werden! Endlich ist sie mit ihren Socken draußen. Die kommen nun hinein in die Sandalen und liegen in der dunklen Höhle wie ein liches, flaumweiches Vöglein, das auf die Welt wartet.

Langsam wandern die Telegraphenstangen an ihr vorüber, laufen den Weg an den drei Mühlen vorbei, machen die große Schlinge mit; schauen hinunter auf den Grenzbach. Steigen mit hochmütigen Schritten über den schmalen Strich, biegen die Kurve rechts hinauf. Zu ihren Füßen liegt der scharfe Schotter der neubestellten Straße. An der einsamen Bauernhütte, in der Gisela wohnt, vorbei, am Föhregrund vorüber, in die wunderbare Stille des hochstämmigen Waldes hinein. 56 — 57. Ein dicker Stamm zur Rechten macht den Wächter. Hinter ihm sollen die Schuhe warten. Sie teilt das Buschwerk — da leuchtet es rot. Erdbeeren! Ein Sträußlein reifer, roter, großer, wie man sie nur ganz hoch oben findet.

Dabei ein Bettel, einem Notizbuch entrisen. Ein Gedicht! Beate muß lächeln. Dann liest sie:

Beerlein am Wege,  
tiefglutig rot,  
Beerlein am Wege,  
reisender Tod.  
Purpurnes Grüßen  
in hoffendes Grün,  
tiefdunkler Liebe  
göttliches Blühen.  
Wartendes Werden  
in stiller Ruh.  
Beerlein am Wege,  
wie groß bist du.

Der Student.

Wie sie sich freut! Er ist noch ein Kind, er hat eine feine Seele, muß sie denken. Wenn sie ihm doch bliebe!

Aber die Seligkeit entfällt ihrem Antlitz. Student! Wieder einer aus dem Heer der Darbenden, die Geist und Seele mit dem Höchsten speisen und ihre Körper nicht sättigen können.

Ihr Wissen hinter der Stirne ist ein Schatz, ihr innerstes Ideal ein Kleinod:

aber unter den Sohlen haben sie keinen Streifen derbes Leder.

Sie haben keine harte Schale über der Feinheit ihrer Seele; sie werden viel verwundet, aber sie heben ihre Schmerzen nach innen.

O du doppeltes Gesicht der Welt!

Sie holt das Beerensträußlein aus dem grünen Bett, legt die Schuhe an ihre Stelle. Wann er hier war? Ob sie ihn wohl auf dem Weg zur Säge trifft? Sie möchte ihm nicht begegnen.

Bei der stillen, blassen Wirtin verhandelt sie für einen Wanderburschen, der heut nacht hierher schlafen kommt. Bezahlte ein Abendessen und Herberge für diese Nacht; ein Ehepaket soll sie ihm noch richten für den Weiterweg. Nur Wein und Bier dürfe sie ihm nicht geben.

Auf dem Heimweg tut ihr jeder Schritt wohl. Die Fichtenspitzelein lächeln und die Eichhörchen springen und turnen munterer als sonst. Die Sonnenringel auf der Straße aber haben die Gesichter pausbäckiger Engel. Der 57er-Stange späht sie schnell hinter den Rücken. Unberührt träumen die Sandalen; warten. Sie nimmt einen Abkürzungsweg hinunter in den Markt, damit sie ihn nicht treffe.

Am nächsten Morgen aber macht die ganze Gesellschaft eine Partie gegen die Waldener Schwaig; sie wollten das alte Forsthaus sehen und die Villa des Professors von Wien, die wie ein Stück Märchen über dem Walde hängt und Ausschau hält in die Schlucht und über den wilden Wasserfaden tief drunten.

Beate und Aldrienne, die sich gestern mit dem Du-Wort nahegekommen sind, Frau Mittermeier mit Erwin und Ditha sind dabei. Auch Lizzi und Rainer, die beiden Hofratskinder, mit ihrer ständig zitternden Mademoiselle.

Die Straße ist breit und still. Eichhörchen jagen einander, daß die Äste der Fichtenwipfel wie die Wellen eines grünen Meeres steigen und fallen. Zweimal läuft ein Reh über den Weg, da jauchzen die Kinder und ein neues Erwachen im Gesicht. Wunderbar ist der Tag, die Sonne tut nicht weh, preßt nur den Bäumen die Säfte aus. Die Menschenlungen können sie trinken, sie stillen ihren Durst. Hier und da bimmelt es auf eine Waldlichtung.

Zur Rechten ein brauner Berg, gefällte Stämme, Schlagholz. Eine Pyramide von Kraft. Die Kinder sind weit voraus, sie jubeln; sehen, daß es hier einen wunderbaren Aufstieg gibt, nehmen gar nicht Notiz von dem Mann, der im Schatten der Stämme sitzt und ein Stück Brot isst. Ehe sie ihn wahrnehmen, hat er sich am Waldrand verborgen.

(Fortsetzung folgt).